Maria LEHNER

Am Ende des Maskenballs

*Am Ende des Maskenballs stehen sie*

*Demaskiert, verblüfft, und stumm.*

*Die Musik ist verklungen. Vis-à-vis*

*Ein Gesicht, man fragt: warum*

*Ist mir der jetzt plötzlich so fremd?*

In der großen Halle bewegen sich die Menschen hin und her, kauern schlafend auf dem Boden oder sitzen, dort wo keiner so genau hinsieht, feiernd beisammen. Denn die Nähe brauchen sie. Die vertreibt die Traurigkeit und macht daraus Vertrautheit. Nämlich: „trau“ – der Wortteil steckt in „traurig“ genauso wie in „vertraut“. Die Vertrautheit war verschwunden, Traurigkeit hatte sich breitgemacht.

Der riesige Raum ist so ausgestattet worden, dass man sich in Normalität und im Draußen wähnt und das Ganze für ein riesiges Fest hält. Dort, wo jemand sagt: „Ich fühle mich eingesperrt“, werden kleine Notausgänge an die Wand gemalt, die aussehen, als geriete man von dort direkt in eine Sommerwiese oder in eine winterliche Schneelandschaft.

Immer wenn zu oft „Ich halte diese Zeiten nicht mehr aus!“ gesagt wird, projiziert jemand an die Wand Filme, die so gestaltet sind, dass man sich sofort selbst mittendrin fühlt. Dass zwischenzeitlich Leute abgeholt werden und in die im Versteckten liegenden Krankenlager kommen, die manche im Sarg verlassen werden, soll möglichst unbemerkt bleiben. Es gibt Sport, Musik und Schauspiel. Die auf der Bühne sind genauso wenig frei wie die anderen, zwischen ihnen und dem Publikum ist eine Glaswand aufgestellt worden.

Expertinnen und Experten werfen von Zeit zu Zeit Hoffnungsschnipsel ins Volk: „Die Zahl der Infizierten ist zurückgegangen!“ heißt es dann, oder: „Neues Medikament lässt ein Ende der Schreckenszeit erwarten“. Die Menschen brauchen die Aussicht auf ein Wunder, den Glauben an die Unfehlbarkeit der Wissenschaft und deren Fortschritt, sowie die Versicherung, dass der Mensch doch ein vernunftbegabtes Wesen sei.

Am Fließband werden Masken erzeugt; sie sollten vor der Krankheit schützen und ermöglichen, dass man darunter sein Gesicht wahren kann. Unbemerkt von allen jedoch arbeiten kleine Wesen unter den Masken und fräsen in die Haut der Trägerinnen und Träger deutlich das ein, was die Situation aus dem jeweiligen Menschen hervorgebracht hat. Im Spiegel ist davon nichts zu sehen; besonders deshalb, weil man an sich selbst stets doch nur sieht, was man sehen will.

Der Tag X beginnt wie jeder andere auch. Jemand ruft: „Die Sonne geht auf, schaltet das Radio ein!“, denn jeden Morgen wurden Nachrichten verkündet, denen alle lauschen. Jetzt sagte die Sprecherin mit brüchiger Stimme und bemüht darum, nicht vor Rührung in Tränen auszubrechen: „Es ist vorbei, runter mit den Masken und hinaus in die Freiheit!“

Die Gefangenschaft endet abrupt. Das ist es, was sich alle seit Jahren gewünscht hatten, doch: Wie umgehen mit einer Botschaft, die man erwartet und ersehnt, aber doch nicht für möglich gehalten hätte? Wie oft hatte man sich den Moment vorgestellt. Und nun? Nach rechts oder links gehen? Gleich hinausstürmen oder sich von den anderen verabschieden?

Einen Moment lang ist es völlig still. Nur einer hüstelt. Dann ruft jemand „Halleluja!“ Die Begeisterung steckt die Umstehenden an und schließlich fallen unter großem Jubel die Masken. Zwinkernd im grellen Sonnenlicht bleibt man vorerst im Schatten, um die anderen aus dem Dunkel heraus zu beobachten, die Beine zu strecken und vorsichtig die ersten Schritte zu machen. „Wer ist das da neben mir?“, „Wo sind die, mit denen ich gekommen bin, die sehe ich gar nicht mehr? Sind wir denn voneinander abgerückt?“, „Mit wem gehe ich heim?“ Solche Fragen stellten sich die Menschen jetzt. Es haben sich neue Gruppen gebildet, denn manche Freundschaften, ja sogar Familienbande, sind zerbröckelt.

Unter den Masken sind die Gesichter fremd geworden. Am meisten das eigene: „Was, so bin ich?!“ Das lange Maskiert-Sein hat wohl die Haut irritiert. Sind da kleine Dellen und Falten, Pusteln und Furunkel, Härchen und Flecken entstanden? Nein, das sieht aus wie Zeichen, genauer gesagt, wie Buchstaben; die sind lesbar, zierlich, klein, wie eingestanzt. Da gibt es nichts umzudeuten: Es ist, was es ist. Wer einem gegenübersteht, kann es sehen, vom Gesicht ablesen, manchmal sogar laut, sodass der Gezeichnete es hören kann. Mancher schaut nur verblüfft, enttäuscht, entsetzt. Es beginnt ein verzweifeltes Schrubben, Rubbeln und Putzen: „Nein, nein, die Zeichen gehen nicht ab!“ Panik macht sich breit und jeder versucht, sich vom anderen abzuwenden. Da man sich in einer Menschenmenge befindet, hilft auch das Hin-und-Herwenden nichts, denn da steht wieder einer, der oder die sich eben auch von jemand anderem abgewendet hatte.

Und was es da zu lesen gibt! In einer Mischung aus Neugier, Abscheu und einer kleinen Portion Scham - denn es ist doch sehr intim, was den Menschen ins Gesicht geschrieben steht, die man so gut zu kennen geglaubt hatte – buchstabiert man und machte sich ein Bild.

Beim einen steht geschrieben „Ich will Freiheit für mich, die anderen sind mir egal“. Stimmt: Das ist der, der für sich in Anspruch genommen hat, sich nicht impfen zu lassen, weil sein Körper ihm gehört. Er ist als Pfleger in einem Altenheim tätig und hat den Leichenbestattern immer höflich die Tür aufgehalten.

Eine andere trägt um die Ohrläppchen eintätowiert: „Nur Idioten halten sich an Vorschriften“, sie hat in einer WhatsApp-Nachricht geschrieben: „Der Test hat gerade ergeben: Ich bin infiziert. Nun gehe ich noch einmal schön essen, ab morgen gilt der Absonderungsbescheid, dann mach ich es mir zu Hause gemütlich“. Später hat sie erfahren, dass sie schon drei Leute angesteckt hatte, die alle ihrerseits wieder drei Leute angesteckt hatten. Meine Güte, drei Infizierte, was ist das schon!

Ein weiterer Schriftzug lautet „Angst, nur um mich selbst“. Das ist der sportliche Herr, ein Impfgegner, der erkrankt und dann auf der Intensivstation behandelt worden war. Dieser eine Platz fehlte für den anderen Mann, der an einem Gallenblasendurchbruch beinahe gestorben war und im allerletzten Moment operiert wurde, sich dann in geschwächtem Zustand im Krankenhaus infizierte und lange nicht gesund wurde - ein Geimpfter. Der Ungeimpfte sagte darauf: „Da sieht man es wieder, geimpft und trotzdem krank!“

Wieder ein paar Buchstaben um die Nase rum, deutlich zu lesen: „Mir, mir, mir!“ Wisst ihr noch? Der hat sich im Supermarkt geprügelt um die letzte Palette Klopapier, etliche Schachteln mit Masken und mehrere Flaschen Desinfektionsmittel, die nun in seinem Keller stehen!

Eine alte Frau liegt auf der Trage, die dem Seniorenheim gehört. Hinter ihrem linken Ohr, dort wo die Maske drückte, kann man lesen: „Man durfte mich nur einmal im Monat besuchen. Ich war so einsam, doch ich wollte meine Enkelkinder nicht anstecken“. Die Frau muss erwähnt werden, weil bei sehr vielen auch etwas Neutrales oder Menschenfreundliches geschrieben stand.

Und die vier da: ihnen ist jeweils auf die rechte Wange geschrieben: „Ich bin eine von den Nicht-Ausweichern“. Die sind keineswegs bösartig. Aber sie gingen verträumt nebeneinanderher und nahmen nicht wahr, dass die Menschen ihnen ausweichen mussten, an der Hauswand entlang schrammten oder in den Morast stiegen. Sagte einer was, sahen sie einander kopfschüttelnd an und sagten: „Oh, wie uncool“ oder zum Ausweichenden: „Na hören Sie mal! Bleiben sie zu Hause, wenn sie so ängstlich sind!“

Was ist das für eine? Seht her: „Ich fordere meinen Genuss ein!“ kann man lesen. Sie könnte wahrscheinlich, würde man sie befragen, aufzählen, dass sie auf dreiundvierzig Discobesuche, zwei Urlaube im Club und das Vorweihnachtsshopping in New York hatte verzichten müssen. Auch Vokabeln wie „Um die Jugend betrogen“ oder „Aus dem Paradies ausgesperrt, das mir zusteht“ hätte sie parat. Und Fotos vom Après-Ski in einem mondänen Ort, wo alle Welt sich traf.

Das ist neu: „Achtung, Symptomjunkie“: Der Mann lauert stündlich auf Anzeichen, wie Halskratzen, Müdigkeit und Bauchschmerzen, davon hat er im Internet gelesen. Die Tests sind womöglich unzuverlässig. Sicher ist er sterbenskrank und am Telefon hat ihn die gefühllose Arzthelferin mit den Worten abgespeist: „Wenn der Test negativ ist, haben sie eben nur Schnupfen“.

„Danke, Schicksal! Jetzt habe ich einen Grund für alle meine Versäumnisse. Resilienz ist ein Mythos“ – auch eine Botschaft. Einige der Übergewichtigen, einzelne Menschen mit Muskelschwund, ein paar Schulabbrecher, etliche Menschen nach Trennungen tragen sie.

Helfer kommen in den Saal, sie verteilen spezielle Putztücher und beruhigen die Menschen: “Sehen sie doch – fast jeder hat eine Schrift abbekommen“. „Nein, wir konnten die kleinen Männchen nicht aufhalten, die Nacht für Nacht graviert und tätowiert haben. Die waren unsichtbar. Und in den Spiegel hätten sie eben kritischer schauen müssen“.

Ha, Spiegel! Jetzt kommt jemand drauf, dass das die Lösung sein könnte: Man putzt sich gegenseitig und berührt einander damit das erste Mal nach langer Zeit wieder. Es funktioniert und tut wohl. Eimerweise tragen sie die verschmutzten Hautreinigungstücher, abgeschabten Hautfetzchen und gesammelte Traurigkeiten fort und schütten sie sorgsam in den Kanal: Nicht zu viel auf einmal. Es gibt nämlich eine Menge davon.

„Ah!“, ruft dort und da jemand „du bist das, jetzt erkenne ich dich wieder! Du hattest dich verändert.“ Sie sind vorsichtig, umkreisen einander, reden wenig und beobachten. Irgendwann werden sie einander wieder vertrauen, werden dadurch einander vertraut werden und ihren Weg nach Hause gemeinsam gehen.

Erschienen in:

Das Rad der Zeit – ein Stück Traurigkeit. Hg.: Thorsten E. Maier, Langenargen, Herzsprung-Verlag, September 2022. Seite 39-43